

Wolfgang Huber

## **Gerechtigkeit inmitten der Ungerechtigkeit**

Bibelarbeit über Lukas 18, 1-8

34. Deutscher Evangelischer Kirchentag Hamburg.

2. Mai 2013, 9:30, Messegelände Halle B7

Es gilt das gesprochene Wort!

Musikalisches Vorspiel (Classic Beat Orchestra mit Thomas Dick)

Begrüßung

Liederbuch KlangFülle 3: „Dich rühmt der Morgen“

Gebet

I.

Die Bibelarbeiten gehören zum Kirchentag wie der Abend der Begegnung und der Schlussgottesdienst. Jeder Tag ist durch einen biblischen Text bestimmt; die Beschäftigung mit ihm prägt eine Stunde des Tages, und das ohne jegliche Konkurrenz. Darin liegt eine großartige Chance. Auch in dieser Hinsicht bekommen wir, „soviel du brauchst“. Wir können den biblischen Text für sich selbst sprechen lassen und ihm zutrauen, dass wir an ihm genug haben, genug Nahrung für unseren Glauben, genug Stoff zum Nachdenken, genug Orientierung für unser Leben – zumindest für diesen Tag,

aber vielleicht auch über den Tag hinaus. Wie sollten wir uns als Christen für eine Ökonomie des Genug einsetzen, ohne eine solche Theologie des Genug für uns gelten zu lassen. Für eine Stunde sich einlassen auf die Fülle der biblischen Botschaft.

In ihr haben die Gleichnisse Jesu einen besonderen Rang. Jesus vermittelt durch sie Orientierung. Sie entfalten über den zeitlichen Abstand hinweg eine erstaunliche Kraft. Vor allem das Lukasevangelium ist reich an Gleichnissen: Der barmherzige Samariter, der verlorene Sohn, Pharisäer und Zöllner – all das sind Gleichnisthemen, die wir allein dem Lukas-Evangelium verdanken. In diese Reihe gehört auch ein Gleichnis, dem üblicherweise die Überschrift „Von der bittenden Witwe“ gegeben wird. Es steht im 18. Kapitel des Lukas-Evangeliums und ist im Liederbuch für diesen Kirchentag auf Seite 143 abgedruckt. Wir hören zunächst auf seinen Wortlaut in der Übersetzung der Luther-Bibel:

*Er sagte ihnen aber ein Gleichnis darüber, dass sie allezeit beten und nicht nachlassen sollten, und sprach:*

*Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage.*

*Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu*

*ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er's bei ihnen lange hinziehen? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde Glauben finden auf Erden?*

Unverkennbar ist die Dreiteilung dieses Abschnitts. Eine Einleitung kündigt uns an, dass wir es mit einem Gleichnis zu tun haben und weist auf dessen Thema hin: das unermüdliche Gebet. Dann wird die Geschichte erzählt, wir spüren ihr schnell ab, dass für das Thema des unermüdlichen Gebets die arme Witwe die Hauptperson ist, weil sie dem Richter gegenüber unermüdlich ihr Recht einklagt. Schließlich wird das Beispiel der Witwe auf die Glaubenden angewandt: Wenn schon der ungerechte Richter schließlich nachgibt, wie viel mehr wird Gott dann ihre Bitten erhören. Es kommt nur auf den Glauben an. Deshalb schließt das Gleichnis mit der Mahnung ab, dass Jesus, wenn er zum Gericht wiederkommt, auch Glauben finden soll.

So weit, so klar, werden Sie beim ersten Hören denken. Doch stimmt das alles? Sollen wir uns wirklich vorstellen, dass Jesus Gott mit einem ungerechten Richter verglichen hat? Machte er es seinen Hörerinnen und Hörern wirklich so einfach, dass er das Ergebnis eines Gleichnisses vorwegnahm und schon die Pointe erzählte, bevor er mit seiner Geschichte begann? Den Grundregeln spannenden Erzählens entspricht das nicht gerade. Und daran, dass Jesus spannend erzählen konnte, kann eigentlich kein Zweifel bestehen.

Schon die frühen Christen erkannten, dass den Gleichnissen Jesu für seine Verkündigung zentrale Bedeutung zukam. Schon bei

ihnen standen diese Gleichnisse hoch im Kurs. An Texten, die ihnen besonders wichtig waren, feilten sie, so scheint es, mit besonderer Hingabe. Wurden diese in einen weiteren Zusammenhang eingefügt, so versah man sie mit einem Rahmen, der zur Umgebung passte. Das Gleichnis von der bittenden Witwe wurde im Lukasevangelium mit dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner zusammengestellt; so verband der Redaktor zwei Gleichnisse, die vom Beten handeln, miteinander. Aber noch einmal: War das wirklich der ursprüngliche Sinn dieses Gleichnisses? Gehören die Überleitungen und Ankündigungen, die Themenangaben und Nutzenanwendungen vielleicht gar nicht zum ursprünglichen Kern des Gleichnisses, sondern wurden erst in einem längeren Redaktionsprozess mit ihnen verbunden?

Probehalber wollen wir das Gleichnis einmal ohne seinen Rahmen auf uns wirken lassen. Vielleicht entwickelt es dann eine ganz eigene Dynamik. Dafür hören wir auf eine Übersetzung, die von Christoph Kähler stammt, meinem Freund und langjährigen Kollegen im Bischofsamt, mit dem zusammen ich sechs Jahre lang den Rat der EKD geleitet habe. Christoph Kähler hat sich intensiv mit den Gleichnissen Jesu befasst, er versteht sie in ihrem Kern als Poesie und Therapie. In seinen Worten heißt die Erzählung, die den Kern dieses Gleichnisses bildet, so:

*Es war einmal ein Richter in einer Stadt, der fürchtete Gott nicht und kümmerte sich nicht um Menschen. Es gab aber eine Witwe in jener Stadt, und die kam wiederholt zu ihm und bat: Verschaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! Und er wollte lange Zeit nicht; danach aber sprach er zu sich selbst: Wenn ich auch Gott nicht fürchte und*

*mich nicht um Menschen kümmern, aber weil diese Witwe mir Mühe macht, werde ich ihr Recht verschaffen, damit sie nicht am Ende kommt und mir ins Gesicht schlägt.*

Hört man die Geschichte ohne eine vorgegebene Deutung, dann handelt es sich keineswegs um ein Einpersonenstück. Der Titel „Von der bittenden Witwe“ passt nicht, denn in der kurzen Szene treten drei Personen auf: der Widersacher, die Witwe und der Richter.

Vom „Widersacher“ ist zwar nur sehr kurz die Rede, doch er bringt das Geschehen in Gang. Einer verwitweten Frau hat er schweres Unrecht zugefügt. Worin es besteht, wird nicht gesagt. Es braucht auch nicht gesagt werden. Der Mechanismus, der angewandt wird, ist ohnehin klar. Die Schwäche der Frau wird ausgenutzt; etwas, was ihr zusteht, wird ihr verweigert. Es mag darum gehen, dass der Widersacher eine Schuldsumme, einen geliehenen Gegenstand oder ein Pfand nicht zurückgibt. Was er von dem verstorbenen Mann der Witwe geliehen hatte, behält er nun für sich. Gerade jetzt, wo ihr Leben schutzlos geworden ist und der Ernährer der Familie ausfällt, ist die Frau jedoch auf alles angewiesen, was ihr zusteht. Wie soll sie sonst ihr tägliches Leben fristen oder ihre Kinder großziehen? Dass die Frau auf sich selbst gestellt ist, wird ausgenutzt, indem ihr auch noch die Ansprüche bestritten werden, die sich aus dem Eigentum ihres Mannes ergeben – lebensnotwendige Ansprüche, ohne deren Erfüllung sie ihre Zukunft nicht bestehen kann.

Wie Jesus sich das Verhalten des Widersachers genau vorstellte, wissen wir natürlich nicht; aber für die Frau eines jüngst

verstorbenen Mannes liegt eine solche Situation außerordentlich nahe. Zwingend ist eine solche Konstellation freilich nicht.

Vier Gruppen werden in der biblischen Überlieferung genannt, die mehr als andere von Rechtsverletzung und Rechtlosigkeit bedroht und deshalb auf besonderen Schutz angewiesen sind: Witwen, Waisen, Tagelöhner und Fremde. Die Witwen werden unter ihnen immer wieder an erster Stelle genannt, und es wird gefordert, dass ihr Recht nicht gebeugt wird. Das Neue Testament nimmt diese Tradition auf. Witwen braucht man sich übrigens nicht als alte Frauen vorzustellen, weder damals noch heute. In alter Zeit begann das heiratsfähige Alter mit 13 oder 14. Das hat sich heute geändert; inzwischen erschrecken viele schon, wenn sie von jemand hören, der mit 23 oder 24 heiratet. Aber dass junge Frauen verwitwet sind, kommt immer wieder vor. Andere haben schon in jungen Jahren eine zerbrochene Beziehung hinter sich. Wenn in biblischen Texten von Witwen die Rede ist, brauchen nicht immer Frauen gemeint zu sein, deren Mann verstorben ist. Es können auch allein lebende Frauen in den Blick treten, die von ihrem Mann verlassen wurden oder die auf Dauer allein bleiben wollen. Witwe zu sein, kann eine bewusst, ja selbstbewusst wahrgenommene Lebensform sein; in den frühen christlichen Gemeinden können die Witwen eine eigenständige, für das Leben der Gemeinde wichtige Gruppe bilden.

Doch oft ist die Lage der Witwen durch Armut und Hilfsbedürftigkeit geprägt; sie gehören zu den Bedrängten, die für das eigene Recht kämpfen müssen und darauf hoffen, dass sich andere an ihre Seite stellen. So schwierig kann die Lage von Witwen sein, dass Gottes Option für die Schwachen in biblischen Texten immer wieder an ihrem Beispiel verdeutlicht wird. Denn

immer wieder werden Leute versuchen, aus ihrer Unterlegenheit im wahrsten Sinn des Wortes Kapital zu schlagen. Darum geht es auch in unserer Erzählung.

Ohne männlichen Schutz hat die Frau, insbesondere in einer antiken Gesellschaft, keinen gesellschaftlichen Rang und keine öffentliche Durchsetzungsmacht. Darauf spekuliert der Widersacher. Sie wird sich, so kalkuliert er, schon unterkriegen lassen. Eine alleinstehende Frau befindet sich häufig auf verlorenem Posten. Das trifft nicht nur für eine antike Gesellschaft zu; bis zum heutigen Tag wirkt sich dieses gesellschaftliche Muster aus, auch wenn es auf dem Papier durch die Gleichberechtigung von Mann und Frau überwunden ist. Denn Papier ist geduldig; nur Menschen verändern die Gesellschaft. Schauen wir, ob in unserem Gleichnis eine Bewegung in dieser Richtung zu erkennen ist.

Die Witwe fügt sich nicht in das vorgegebene Rollenmuster. Sie wendet sich an den Richter und verlangt ihr Recht. Man darf diesen Vorgang nicht nach unseren ausgefeilten rechtsstaatlichen Maßstäben betrachten. Denn es gibt keinen Rechtsanwalt, an den die Witwe sich wenden könnte, um seinen Rechtsbeistand in Anspruch zu nehmen. Keine Staatsanwaltschaft steht zur Verfügung, bei der Strafanzeige erstattet oder ein Strafantrag eingereicht werden könnte. Von einem unabhängigen Gericht mit Kammern, die mit mehreren Personen, darunter auch kompetenten Laien, besetzt sind, kann keine Rede sein. Alles konzentriert sich auf den einen Richter, der sozusagen Rechtsanwalt, Staatsanwalt und Richter in einer Person ist. Von ihm hängt es ab, ob eine Sache weiterverfolgt oder niedergeschlagen wird. Ein Instanzenzug ist nicht vorgesehen. Nicht nur, weil die Witwe das alles auch gar nicht

bezahlen könnte, sondern weil es ein derart ausgebautes Rechtswesen gar nicht gibt, ist sie von der Gunst oder der Missgunst des Richters abhängig.

Wir haben in diesen Tagen ein Beispiel vor Augen, wie schwierig Fairness in Gerichtsverfahren auch dann sein kann, wenn ausgefeilte Verfahrensregeln zur Verfügung stehen. Im NSU-Verfahren in München fängt das schon bei der Zuteilung von Berichterstatteplätzen an. Erst versäumt man, die Presse aus den Ländern zu bedenken, aus denen die Opfer der mutmaßlichen NSU-Morde stammten. Dann zieht sich man sich hinter ein Losverfahren zurück, das aber mit vielen Kautelen verbunden ist. Und plötzlich gilt der arabische Fernsehsender Al-Dschasira, der seinen Sitz in Katar hat, als türkisches Medium; wenn man so vorgeht, hätten auch alle deutschen Zeitungen, die jetzt leer ausgegangen sind, sich mit ihren türkischen Korrespondenten anmelden können.

Fairness ist schwer. Der Richter aber hat es offenbar gar nicht auf Fairness angelegt. Er hat vielmehr die missgünstige Variante gewählt. Warum soll er wegen einer alleinstehenden Frau Scherereien auf sich nehmen. Der Widersacher würde es ihm im Zweifelsfall heimzahlen, wenn er etwas gegen ihn unternehmen würde. Denn dieser Widersacher ist mächtig, die Witwe dagegen ohnmächtig. Der Richter hält es mit den Mächtigen. Er entschließt sich, die Sache auszusitzen.

Doch die Frau lässt nicht locker. Wieder und wieder steht sie vor dem Richter und trägt ihm ihre Angelegenheit vor. Er hat jedoch nicht die Absicht, sich ihres Falls anzunehmen will; Argumente kann er ihr freilich nicht entgegenhalten. Ob die Frau das merkt und deshalb so hartnäckig ist? Erst hat sie von ihrem Gegner Unrecht



erlitten, nun erlebt sie auch vom Richter ungerechtes Verhalten. Doch sie tritt ihm immer wieder entgegen und hakt nach. Weil ihr das Recht verweigert wird, das ihr zusteht, wird sie nachdrücklich. Sie spürt, dass ihr beharrliches Drängen nicht ohne Wirkung bleibt. Inmitten des Unrechts, das sie umgibt, wird ihr eigener Widerstand zu einem Hoffnungszeichen der Gerechtigkeit.

Auf den Richter dagegen kann man keine Hoffnung setzen. Er wird kurz und knapp charakterisiert; es handelt sich um einen Menschen ohne Ehrerbietung gegenüber Gott und ohne Respekt vor den Menschen. So schätzen ihn nicht nur andere ein; er sagt auch selbst, dass er Gott nicht fürchtet und sich nicht um Menschen kümmert. Zwei Haltungen kennzeichnen ihn, durch die er gegen die beiden höchsten Gebote verstößt, die Lukas immer wieder ins Zentrum stellt: Gottesliebe und Nächstenliebe. Weil ihm beides fehlt, kreist er nur um sich selbst, sucht den eigenen Vorteil, wird zu einem in sich selbst verkrümmten Menschen. Auch mit viel Macht kann man als Mensch verkümmern. Das Ansinnen der Witwe weist er wieder und wieder ab. Es dauert lange, bis er klein beigt und zu dem wird, was ein guter Richter sein muss: ein Anwalt der Schwachen. Diese Wendung vollzieht er jedoch nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur, weil die Witwe ihm lästig wird. Wie sehr sie ihn nervt, zeigt sich an seiner Befürchtung, sie könne eines Tages sogar durch eine Ohrfeige zeigen, was sie von ihm hält. So weit will er es nicht kommen lassen; widerwillig tut er, was seines Amtes ist und fällt ein Urteil, das der Frau Recht gibt.

Inmitten des Unrechts, das dieser Richter selber symbolisiert, wird er schließlich doch zum Instrument der Gerechtigkeit. Widerwillig beugt er sich dem Drängen der Frau; dadurch richtet

auch er ein Hoffnungszeichen der Gerechtigkeit auf. Die Welt ist nicht undurchdringlich in die Ungerechtigkeit verstrickt, in ihr leuchten vielmehr Zeichen der Gerechtigkeit auf. Es gibt eine Gerechtigkeit inmitten der Ungerechtigkeit; es kommt darauf an, sie zu entdecken. Danach sehnen sich viele; dass diese Sehnsucht nicht umsonst ist, zeigt ein ungleiches Paar: eine auf Gerechtigkeit drängende Witwe und ein Richter, der ihr schließlich nachgibt. Da wohnt ein Sehnen tief in uns ....

Liederbuch KlangFülle Nr. 92: „Da wohnt ein Sehnen tief in uns“

II.

„Soviel du brauchst“: Gegen diese Losung setzt unser Gleichnis einen deutlichen Gegenakzent. Es nimmt einen Ton auf, der auch sonst im Lukas-Evangelium begegnet. Dieser Ton ist auf unverschämtes Drängen gestimmt. Ein anderes Gleichnis erzählt von einem Menschen, der um Mitternacht seinen Freund aufsucht und von ihm drei Brote erbittet, denn er hat gerade Besuch bekommen, den er bewirten muss. Der um Mitternacht aus dem Schlaf Aufgeweckte wehrt ab: Er schlafe schon, seine Kinder seien auch schon zu Bett gebracht und die Tür sei verschlossen. Doch der bittende Freund gibt nicht nach – und Jesus kommentiert: „Und wenn er schon nicht aufsteht und ihm etwas gibt, weil er sein Freund ist, dann wird er doch wegen seines unverschämten Drängens aufstehen und ihm geben, soviel er bedarf.“

In den scharfen Kontrasten, die dieses Evangelium zeichnet, können wir die Situation wieder erkennen, in der wir selbst leben. Besonders drastisch finde ich die Art, in der das Verhalten von

Eltern gekennzeichnet wird. Obwohl sie so böse sind wie alle anderen auch, werden sie ihren Kindern das geben, was sie brauchen und worum sie bitten – und nicht etwa eine Schlange statt einem Fisch oder einen Skorpion statt einem Ei. Hier nun heißt Jesu Kommentar: „Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben geben könnt, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die ihn bitten.“

Ein ähnlicher Kommentar wurde auch unserer Geschichte über den Widersacher, die Witwe und den Richter hinzugefügt. Mit Blick auf den Richter, der sich schließlich vom Drängen der rechtsuchenden Witwe doch erweichen ließ, sagt Jesus: „Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er’s bei ihnen lange hinziehen?“

Alle drei Kommentare sind von einer bloßen Vertröstung meilenweit entfernt. Sie speisen sich aus einer Hoffnung, die über das Vorhandene hinausgeht, aber sie vertrösten nicht aufs Jenseits. Der christliche Glaube hofft über diese Welt hinaus, doch seine Hoffnung soll welthaft werden. Es geht gerade nicht darum, dass wir für die Ungerechtigkeit, die diese Welt bestimmt, in einer anderen, besseren, jenseitigen Welt einen Ausgleich erhalten werden. Nein, Gottes Drängen auf eine Änderung zum Guten soll schon in dieser ungerechten Welt zur Geltung kommen.

Lukas, an dessen Gleichnisse wir uns heute Morgen halten, kann schließlich vom Reich Gottes sagen: „Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ Zwar warnt er davor sich einzubilden, das Kommen der Gottesherrschaft lasse sich beobachten wie ein Naturereignis oder es lasse sich mit politischen Geschehnissen gleichsetzen. Er misstraut der Vorstellung vom Kommen eines

politischen Messias, der alle Ungerechtigkeit wegwischt, so dass die Gerechtigkeit ein Selbstläufer wird. Er setzt die Nähe der Gottesherrschaft auch nicht mit Naturereignissen gleich. Er rät niemandem zu der Annahme, Blitz und Donner seien zureichende Zeichen für den Einbruch der Gottesherrschaft.

Die oft erzählte Szene im amerikanischen mittleren Westen, in der die Teilnehmer einer Zusammenkunft vom plötzlich eingetretenen Unwetter meinen, es sei der Weltuntergang, um von dem Vorsitzenden die Auskunft zu erhalten, entweder sei das nicht der Fall, dann sei es richtig, in der Sitzung fortzufahren, oder der Herr Jesus komme jetzt, dann solle er die Versammelten wenigstens bei der Arbeit finden – diese oft erzählte Szene hätte im Repertoire des Evangelisten Lukas einfach keinen Platz. Denn weder in einem Unwetter noch in einem politischen Messias . einem „Führer“ – kommt das Reich Gottes. Es ist vielmehr mitten unter uns. Es bricht sich dort Bahn, wo Menschen inmitten der Ungerechtigkeit Zeichen der Gerechtigkeit aufrichten. Es ereignet sich, wo Menschen nicht nur andere auffordern, das ihnen Mögliche zu tun, sondern es selber in die Hand nehmen. Es zeigt sich dort, wo Menschen in politischer und wirtschaftlicher Verantwortung nicht nur allgemein angeklagt werden, sondern wo an Beispielen gezeigt wird, dass es auch anders geht.

Auf Hoffnungszeichen zu achten, dient nicht der Beschwichtigung. Es ist unerlässlich, wenn es nicht bei einem allgemeinen Lamento bleiben soll. Vom Umgang mit Kindern wissen wir: Man muss sie motivieren, wenn sie über sich hinauswachsen sollen. Wer meint, bei Erwachsenen sei es wesentlich anders, irrt. Dort, wo wir Veränderung wollen, müssen wir auf Veränderung

drängen. Das kann auch in der Form eines unverschämten Drängens geschehen. Aber die Bitten, die wir vortragen, müssen in ihrem Inhalt nachvollziehbar und an den Möglichkeiten derer orientiert sein, von denen wir etwas wollen. Von einem Richter Gerechtigkeit zu verlangen oder einen Freund um drei Brote zu bitten – wenn er sie hat – , ist nicht zu viel verlangt, nicht einmal mitten in der Nacht.

III.

Doch das Drängen auf konkrete Veränderungen hat es heute schwer. Leichter hat es eine unbestimmte Mischung zwischen Resignation und Protest. Unsere Reaktionen auf die Missstände unserer Zeit schwanken zwischen „es hat alles keinen Zweck“ und „es muss alles anders werden“. Diese Alles-oder-nichts-Haltung erinnert an die Anekdote von dem Mann, der sich in Irland auf dem Land verfahren hat. Er fragt einen Bauern, wo es denn hier nach Dublin gehe. Der Bauer überlegt kurz, schaut den Fragenden an und antwortet: „Wenn ich Sie wäre, würde ich von hier aus nicht nach Dublin starten.“ Der Fragende versteht nicht und guckt den Bauern fragend an. Darauf sagt der deutlicher: „Es gibt keinen Weg von hier nach Dublin.“

Antworten dieser Art sind häufig zu hören. Die globale Verflechtung, die technologische Eigendynamik, die mangelnden politischen Steuerungsmöglichkeiten, die unausrottbare Selbstsucht der Menschen werden als Gründe für einen solchen Fatalismus genannt. Korrekturen am gegenwärtigen Weg werden für aussichtslos erklärt, trotz des Skandals, dass immer mehr für immer weniger Menschen und immer weniger für immer mehr zur

Verfügung steht. Statt nach Alternativen zu fragen, fügen wir uns der Auskunft: „You can't get to Dublin from here.“

Doch ein solcher Fatalismus ist natürlich keine Antwort. Für Christen kommen die Kapitulation vor der Angst und die Preisgabe der Hoffnung ohnehin nicht in Frage. Christen leben aus der Gewissheit, dass das Reich Gottes mitten unter uns ist und wir deshalb über allen Augenschein hinaus hoffen. Christen halten sich an Gottes Parteinahme für die Schwachen und fügen sich deshalb dem Fatalismus nicht, demzufolge alles immer noch schlimmer kommen muss. Aber sie akzeptieren auch nicht, dass die Einkommen für einige wenige immer astronomischere Höhen erklimmen müssen, weil daran Deutschlands globale Wettbewerbsfähigkeit hängt. Mutmaßlich ist das nicht der Fall. Die Wettbewerbsfähigkeit hängt vorrangig an der soliden Arbeit von Millionen Menschen und nicht an den Spitzengehältern einiger weniger.

Aber vor allem halten Christen sich an die Zeichen der Hoffnung, deren Zeugen wir wurden und nach denen wir weiter Ausschau halten. Wir haben Veränderungen und überraschende Wendungen der Geschichte erlebt, die wir uns vorher nicht vorstellen konnten. Der Aufbau eines demokratischen Staats und einer florierenden Wirtschaft nach 1945 gehören in unserem eigenen Land ebenso zu den geschichtlichen Wundern wie das Ende der deutschen sowie der europäischen Teilung und eine Vereinigung in Freiheit. Jetzt stellen wir erstaunt fest, dass nicht automatisch zusammenwächst, was zusammengehört, sondern dass dafür Einsatz erforderlich ist. Wir haben die Atomkatastrophe von Fukushima erlebt und eine Energiewende eingeleitet, die kurz

zuvor noch als ausgeschlossen galt. Jetzt müssen wir lernen, dass der sparsame Einsatz von Energie ein mindestens so wichtiger Beitrag zur Energiewende ist wie der Umstieg auf erneuerbare Energien. Wir haben erlebt, wie mit gewaltigem Finanzeinsatz das Versagen von Banken wie von Regierungen aufgefangen werden kann. Aber jetzt müssen wir erreichen, dass die Finanzmärkte nicht weiter Roulette spielen und die Regierungen nicht weiter Schulden aufhäufen.

Die Schulden von heute sind die Lasten von morgen. Wer soll sie tragen? Was erwarten wir von der nächsten Generation? Wenn in südeuropäischen Ländern nahezu die Hälfte der Jugendlichen und jungen Erwachsenen arbeitslos ist, betrifft das in Wahrheit alle Bürgerinnen und Bürger Europas. Jeder junge Mensch in Europa, so lehrt uns die demographische Entwicklung, wird gebraucht, zum Beispiel als künftiger Facharbeiter, Ingenieur oder Lehrer; aber Millionen von Jugendlichen werden abgehängt, so dass sie den von ihnen erwarteten Beitrag nie werden leisten können. Was man gegenüber jungen Menschen versäumt hat, kann man später nicht nachholen; die Lebensgeschichte eines Menschen bleibt nicht stehen. Zugang zur Bildung braucht er, so lange er jung ist. Auch in finanziell klammen Zeiten kann man deshalb nicht nur fordern – nämlich Haushaltsdisziplin – , sondern muss auch fördern – nämlich die Bildung und die Entwicklungsmöglichkeiten der jungen Generation. Wenn nahezu die Hälfte der Jugendlichen in südeuropäischen Ländern ohne Ausbildung und Arbeit bleibt, kann sich niemand in Europa damit abfinden.

Vor wenigen Tagen haben Erhard Eppler und Hans-Jochen Vogel, beide 86 Jahre alt, sich dafür ausgesprochen, einen

europäischen Fonds zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit einzurichten. Unser eigenes Land haben sie dafür mit 6 Milliarden Euro kräftig zur Kasse gebeten. Die Idee ist richtig. Erst wenn wir in Deutschland zeigen, dass uns die Jugendarbeitslosigkeit in anderen europäischen Ländern nicht gleichgültig ist, haben wir eine Chance dazu, dass uns nicht noch die richtigsten und wichtigsten politischen Entscheidungen als purer Egoismus ausgelegt werden. Auch ein derartiger politischer Plan braucht viel Zeit; ja, seine Verwirklichung liegt in den Sternen. Meine Hoffnung ist, dass die christlichen Kirchen in Europa die Zukunft der europäischen Jugend zu ihrem Thema machen und nicht warten, bis die Politik sich über diese Frage einig ist.

Eine Bildungsinitiative zu Gunsten der jungen Generation in Europa ist dringlich. Den Slogan dafür habe ich von einem Philosophen gelernt, der aus Ghana stammt, aber in Europa genauso zu Hause ist wie in Amerika. Der Slogan von Kwame Appiah heißt schlicht: Jeder ist wichtig – everybody matters. Wenn jeder wichtig ist, dürfen wir keinen verloren geben. Dafür müssen einige unermüdlich sein und auf Gerechtigkeit drängen, wie die Witwe, die den Richter nicht in Ruhe lässt, wie der Freund, der einem anderen nachts auf die Nerven geht, weil er ihm sagt: Da gibt es einige, die Hunger haben; du hast doch Brot.

Ohne eine bewusste Umorientierung wird das nicht gehen. Wer in einer Welt wie der unsrigen für sich wie für andere Maß und Mitte finden will, wer erreichen will, dass das Gemeinwohl nicht aus dem Blick gerät, sondern wieder zur Richtschnur des Handelns wird, der wird die Augen vor der Notwendigkeit eines Umdenkens nicht verschließen. Spätestens dann, wenn wir die Situation der nach uns



Kommenden in den Blick nehmen, können wir dem Gedanken nicht mehr ausweichen, dass es Zeit zum Umdenken ist.

Doch ist ein solches Umdenken überhaupt möglich? Und ist es zu irgendetwas nützlich? Ein heute verbreiteter Einwand sagt, dass Umdenken nur vom Einzelnen erwartet werden kann. Auf ihn komme es aber gar nicht an; denn das Handeln der einzelnen bilde ja nur die Umwelt eines nach eigenen Gesetzen funktionierenden Systems. Nicht das Handeln der einzelnen entscheidet einer solchen Betrachtungsweise zufolge darüber, dass das System insgesamt funktioniert, sondern das System selbst. So weit es Veränderungsbedarf gibt, sind nicht die Einzelnen gemeint, sondern die Rahmenbedingungen des Systems.

Dass wirtschaftliche Akteure ihr Eigeninteresse verfolgen und sich an Gewinnchancen orientieren, gilt nach dieser Betrachtungsweise als der beste Dienst am Gemeinwohl, den sie leisten können. Bei Krisenentwicklungen kommt es einer solchen Auffassung zufolge nicht auf Verhaltensänderungen der einzelnen an, sondern allein auf Korrekturen in den Rahmenbedingungen des Systems. Auch die Finanzmarktkrise und die Staatsschuldenkrise der letzten Jahre gibt nach einer solchen Betrachtungsweise keinen Grund zum Umdenken. Denn die Probleme der politischen Rahmenregelung haben mit der ethischen Orientierung des Einzelnen nichts zu tun.

Ich halte diese Auffassung für falsch. Wenn die bittende Witwe sich daran gehalten hätte, dann hätte sie das Verhalten des Richters einfach für systemimmanent erklärt und selber aufgegeben. Wenn der bittende Freund sich daran gehalten hätte, hätte er eben für Gäste, die von einer langen Reise kommen, um Mitternacht nichts

mehr zu essen gefunden. So wichtig bessere Regelungen im wirtschaftlichen und politischen System sind, so wichtig sind der Mut und die Einsatzbereitschaft einzelner. Sie kümmern sich um ihre Mitmenschen und zeigen damit zugleich: Everybody matters, jeder Mensch zählt. Sie finden sich mit massenhafter Jugendarbeitslosigkeit nicht ab, sondern machen mobil – auf friedliche Weise, versteht sich.

Die Kirchen können vorangehen. Zwar verfügen sie nicht über Milliarden, aber über die Gabe des unverschämten Drängens. Denn zu ihren Vorbildern gehört der Vater, der seinen Kindern einen Fisch gibt und nicht eine Schlange, ein Ei und nicht einen Skorpion. Zu ihren Vorbildern gehört der Freund, der sich noch um Mitternacht auf den Weg macht, um für die Gäste Brot zu besorgen, die überraschend zu Besuch gekommen sind. Und zu ihren Vorbildern gehört die unerschrockene und unverschämte Frau, die sogar einen verstockten Richter dazu bringt, Recht zu sprechen – und sei es auch nur aus Angst, sie könnte noch zudringlicher werden.

Die Hoffnung entdeckt die Gerechtigkeit inmitten der Ungerechtigkeit unserer Zeit. Nur durch diese Entdeckung haben wir, soviel wir brauchen.

Liederbuch KlangFülle Nr. 77: „Vater unser“

Verabschiedung

Musikalischer Ausklang